

Milton Hatoum Zwei Brüder

Roman

Suhrkamp

SV

Sie sind Zwillinge, und sie sind entzweit, noch bevor sie halb erwachsen sind. Was sie auseinanderbringt, ist Eifersucht um ein Mädchen – eigentlich eine Bagatelle unter Brüdern. Aber sie spüren, wie unterschiedlich die Liebe der Mutter auf ihnen liegt, und das schneidet tiefer, als sie selbst ahnen können.

Ein Haus im alten Hafenviertel von Manaus, nahe der tropischen Wasserwelt. Darin leben, eingesponnen in ihre Liebe, Halim und Zana, libanesischer Einwanderer der zweiten Generation. Als die Zwillinge Yaqub und Omar geboren werden, ist Halim, der genüßlich die Liebe und ihre Ekstasen kultiviert, ohnmächtig gegenüber der besitzergreifenden und parteiischen Liebe seiner Frau zu den Söhnen. Er läßt es zu, daß nach einer Szene fast noch kindlicher Gewalt Yaqub, das Opfer, für fünf Jahre in ein Dorf im fernen Libanon geschickt wird. Was die zwischen den Brüdern aufgeflamnte Rivalität dämpfen soll, stachelt sie erst recht an.

Nach Yaqubs Rückkehr wird nichts in diesem Haus ohne das Gift des Mißtrauens und der Rachsucht sein. Auch Rania, die später geborene Schwester, wird in ihrer heftigen Hinneigung zu beiden Brüdern der eisigen Konstellation nicht entfliehen können. Wie blind zerstören die Brüder im Versuch, das je Eigene gegeneinander zu behaupten, alle Intimität, jede Hoffnung der Mutter auf Versöhnung.

Der Sohn von Domingas, dem indianischen Dienstmädchen der Familie, das mit den Zwillingen aufgewachsen ist, erzählt diese Geschichte, viele Jahre nach den Ereignissen – das Haus gehört längst einem geschäftstüchtigen Inder –, und in seine Vergegenwärtigung mischen sich Halims erinnerungsselige Stimme und das bohrende Fragen nach der eigenen Identität. Welcher der beiden Brüder ist sein Vater: der gewalttätige und impulsive oder der unnahbar seine Rache vollziehende? Aber gäbe die Antwort Aufschluß über ihn selbst?

Hatoums Roman ist von insistierender Genauigkeit gerade in den elementaren Dingen des Gefühls, geschrieben mit der Nuanciertheit und Ambivalenz eines großen Prosaisten.

Milton Hatoum

Zwei Brüder

Roman

Aus dem brasilianischen

Portugiesisch

von Karin

von Schweder-Schreiner

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel
Dois irmãos
bei Companhia das Letras, São Paulo
© Milton Hatoum, 2000

Die Übersetzung aus dem brasilianischen Portugiesisch
wurde mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt
durch die Gesellschaft zur Förderung der Literatur
aus Afrika, Asien und Lateinamerika e. V.



Erste Auflage dieser Ausgabe 2023
© 2002, der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von heißmann, heilmann, hamburg
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-24383-1

www.suhrkamp.de

Zwei Brüder

Für Ruth

Das Haus wurde verkauft mitsamt allen Erinnerungen
Allen Möbeln allen Alpträumen
Allen schon oder fast begangenen Sünden
Das Haus wurde verkauft mitsamt seinem Türeenschlagen
Seinen zugigen Fluren seinem Blick auf die Welt
Seinen Unwägbarkeiten [...]

Carlos Drummond de Andrade

Zana mußte alles aufgeben: das Hafenviertel von Manaus, die von uralten Mangobäumen überschattete abschüssige Straße, den Ort, der für ihr Leben fast so viel bedeutete wie das Biblos ihrer Kindheit, die kleine Stadt im Libanon, von der sie laut sprach, während sie durch die verstaubten Räume ging und schließlich durch den Garten streifte, wo die Krone des alten Kautschukbaums die seit mehr als einem halben Jahrhundert kultivierten Palmen und Obstbäume überragte.

Bei der Veranda mischte sich in den Duft der weißen Lilien der Geruch ihres Jüngsten. Da setzte sie sich auf die Erde, betete und wünschte sich weinend, Omar käme zurück. Bevor sie das Haus endgültig verließ, sah sie in den Alpträumen der letzten Nächte die Gestalten ihres Vaters und ihres Mannes, dann spürte sie beider Gegenwart in dem Raum, in dem sie geschlafen hatten. Tagsüber hörte ich sie immer wieder von diesem Alptraum sprechen, »Sie sind hier irgendwo, mein Vater und Halim haben mich besucht... sie sind hier im Haus«, und wehe dem, der mit einem Wort, einem Blick, einer Geste daran Zweifel äußerte. Sie sah das graue Sofa im Wohnzimmer vor sich, wo Halim von der Wasserpfeife abließ, um sie, Zana, in die Arme zu nehmen, erinnerte sich an die Stimme des Vaters, wenn er in Manaus Harbour mit Bootsführern und Fischern schwatzte, und auf der Veranda erinnerte sie sich an Omars rote Hängematte, seinen Geruch, daran, wie sie ihn selbst immer in der Hängematte entkleidete, wenn er nach seinen nächtlichen Ausschweifungen dort landete. »Ich weiß, irgendwann kommt er zurück«, sagte Zana zu mir, ohne mich anzusehen, vielleicht nahm sie mich gar nicht wahr, ihr einstmals so schönes Gesicht nun düster, vergrämt. Denselben Satz hörte ich wie ein Gebet gemurmelt an dem Tag, als sie in dem leerstehenden Haus

verschwand. Ich suchte überall nach ihr und fand sie erst bei Einbruch der Dunkelheit, auf Laub und trockenen Palmwedeln liegend, der eingegipste Arm schmutzig, voller Vogeldreck, das Gesicht verquollen, Rock und Unterrock von Urin durchtränkt.

Ich habe sie nicht sterben sehen, ich wollte sie nicht sterben sehen. Doch erfuhr ich, daß sie ein paar Tage vor ihrem Tod, als sie in einem Krankenhausbett lag, den Kopf an hob und auf arabisch, damit nur ihre Tochter und die fast hundertjährige Freundin es verstanden, fragte: »Haben meine Söhne Frieden geschlossen?« Sie wiederholte die Frage mit letzter Kraft, mit der Courage, die eine verzweifelte Mutter in der Stunde des Todes aufbringt.

Niemand antwortete. Da wich die Farbe aus Zanas fast faltenlosem Gesicht; sie drehte noch den Kopf zur Seite, zu dem einzigen kleinen Fenster in der grauen Wand hin, hinter dem ein Fleckchen Abendhimmel verlosch.

Als Yaqub aus dem Libanon zurückkam, holte der Vater ihn in Rio de Janeiro ab. Am Kai vor der Praça Mauá standen dicht gedrängt Angehörige der Soldaten und Offiziere, die aus Italien heimkehrten. Brasilianische Fahnen schmückten Balkone und Fenster der Häuser, Raketen zischten gen Himmel, und wohin der Vater auch blickte, überall Siegeszeichen. Er erkannte seinen Sohn auf dem Fallreep des soeben aus Marseille eingelaufenen Schiffes. Er war nun kein Kind mehr, sondern ein junger Mann, der fünf seiner achtzehn Jahre im Südlibanon verbracht hatte. Nur sein Gang war unverändert: schnelle, feste Schritte, die ihm ein gewisses Gleichgewicht gaben und eine im Gang des anderen, seines Bruders Omar, undenkbbare Straffheit.

Yaqub hatte sich um einige Handbreit gestreckt. Und während er sich dem Kai näherte, verglich der Vater die Gestalt seines gerade angekommenen Sohnes mit dem Bild, das er sich in den Jahren der Trennung gemacht hatte. Yaqub trug einen grauen, abgewetzten Segeltuchbeutel, und unter der grünen Mütze beobachteten seine großen Augen die Rufe und Tränen der Soldaten des Brasilianischen Expeditionskorps.

Halim winkte mit beiden Händen, doch es dauerte, bis der Sohn den weiß gekleideten Mann, ein wenig kleiner als er, erkannte. Er hatte das Gesicht des Vaters, die Augen des Vaters, den ganzen Vater schon fast vergessen. Besorgt trat Halim auf den jungen Mann zu, sie sahen sich an, und er, der Sohn, fragte: »Baba?« Und dann die vier Küsse auf die Wange, die lange Umarmung, die Begrüßung auf arabisch. Arm in Arm verließen sie den Kai und gingen zum Platz Cinelândia. Der Sohn sprach von der Reise, und der Vater beklagte die Not in Manaus, die Not und den Hunger während der Kriegsjahre. Auf dem Platz

setzten sie sich an einen Cafétisch, und im Lärm der Umgebung öffnete Yaqub den Beutel und holte ein Päckchen heraus, und der Vater sah verschimmelte Brote und eine Schachtel mit getrockneten Feigen. Nur das hatte er aus dem Libanon mitgebracht? Keinen Brief? Kein Geschenk? Nein, sonst befand sich nichts weiter im Beutel, keine Wäsche und kein Geschenk, nichts! Da erklärte Yaqub auf arabisch, daß der Onkel, der Bruder des Vaters, ihn nicht nach Brasilien hatte zurückkehren lassen wollen.

Er verstummte. Halim senkte den Kopf, überlegte, ob er vom anderen Sohn sprechen solle, zögerte. Sagte: »Deine Mutter ...«, und verstummte ebenfalls. Er sah, wie sich Yaqubs Gesicht verzog, sah, wie der Sohn erregt aufstand, die Hose runterließ und mitten auf dem Platz Cinelândia an die Wand des Lokals pinkelte. Er pinkelte mehrere Minuten lang, nun mit entspanntem Gesicht, unbeeindruckt vom Gelächter der Passanten. Halim rief noch, »Nein, das darfst du nicht ...«, aber der Sohn verstand nicht oder gab vor, nicht zu verstehen.

Halim mußte die Schmach schlucken. Diese und noch viele andere, ihm angetan von Yaqub und auch dem zweiten Sohn, Omar, dem jüngeren Zwilling, der ein paar Minuten später geboren war. Mehr Sorgen aber hatte Halim die Trennung der Zwillinge bereitet, »denn man weiß nie, wie sie nachher reagieren ...«. Er hatte sich immer Gedanken über das Wiedersehen der Söhne gemacht, darüber, wie sie nach der langen Trennung miteinander umgehen würden. Seit Yaqub abgereist war, hatte Zana ständig gesagt: »Mein Sohn wird als Tölpel zurückkommen, als ein Hirte, ein *ra'i*. Er wird sein Portugiesisch vergessen und keinen Fuß in eine Schule setzen, weil es im Dorf deiner Familie keine Schule gibt.«

Das war ein Jahr vor dem Zweiten Weltkrieg, als die Zwillinge dreizehn geworden waren. Halim wollte beide in den Südlibanon schicken. Zana widersetzte sich und

konnte ihren Mann überreden, nur Yaqub zu schicken. Jahrelang wurde Omar wie ein Einzelkind behandelt, der einzige Sohn.

Im Zentrum von Rio kaufte Halim Kleidung und ein Paar Schuhe für Yaqub. Auf der Rückreise nach Manaus hielt er ihm eine lange Predigt über gute Manieren: daß man nicht auf der Straße pinkelt, nicht wie ein Tapir schlingt und auch nicht auf den Boden spuckt, und Yaqub sagte, ja, *Baba*, den Kopf gesenkt, übergab sich, wenn die zweimotorige Maschine ruckelte, hohle Augen im blassen Gesicht, jedesmal in Panik, wenn das Flugzeug bei den sechs Stops zwischen Rio de Janeiro und Manaus landete oder abhob.

Zana erwartete sie auf dem Flughafen seit dem frühen Nachmittag. Sie hatte den grünen Landrover geparkt, war auf die Terrasse gegangen und blickte nach Osten. Als die silberne zweimotorige Maschine sich dem Kopfende der Landebahn näherte, lief sie hinunter, durchquerte den Warteraum, bestach einen Angestellten, marschierte erhobenen Hauptes zum Flugzeug, stieg die Treppe hinauf und stürmte in die Kabine. Sie hatte einen Strauß Heliconien mitgebracht und ließ ihn fallen, als sie den noch schreckensbleichen Sohn mit den Worten umarmte, »Mein Liebling, mein Augenlicht, mein Leben«, Tränen liefen ihr über die Wangen, »Warum warst du so lange fort? Was haben sie mit dir gemacht?«, ihn unter den fassungslosen Blicken von Besatzung und Passagieren auf das Gesicht, den Hals, den Kopf küßte, bis Halim sagte: »Schluß! Jetzt steigen wir aus, Yaqub hat sich die ganze Zeit übergeben, fast hätte er sich die Eingeweide aus dem Leib gespuckt.« Aber sie hörte mit ihren Liebkosungen nicht auf, verließ das Flugzeug an den Sohn geklammert, stieg so die Treppe hinunter und ging so bis zum Ankunftsraum, strahlend und selbstbewußt, als hätte sie endlich einen Teil ihres eigenen Lebens zurückerobert: den Zwilling, der dank Halims Laune oder

Starrsinn weggegangen war. Und aus irgendeinem unbegreiflichen Grund hatte sie es zugelassen, vielleicht aus Unvernunft, leidenschaftlicher Liebe oder blinder, unbezwingbarer Ergebenheit, vielleicht war es auch alles zusammen, nur hatte sie es nicht benennen wollen oder nie gekonnt.

Jetzt war er wieder da: ein junger Mann, so hochgewachsen und hübsch wie ihr anderer Sohn, Omar. Sie hatten das gleiche kantige Gesicht, die gleichen großen braunen Augen, das gleiche schwarze, lockige Haar, genau die gleiche Größe. Wenn Yaqub lachte, seufzte er anschließend, genau wie der andere. Die Trennung hatte bestimmte gemeinsame Ticks und Angewohnheiten nicht verschwinden lassen, doch hatte Yaqub in der Ferne manche portugiesischen Wörter vergessen. Er sprach wenig, gab nur einsilbige Antworten oder kurze Sätze von sich; schwieg, wenn er konnte, und gelegentlich auch, wenn es nicht angebracht war.

Zana merkte es gleich. Sie sah ihren Sohn lächeln, seufzen und das Sprechen meiden, als umgäbe ihn eine lähmende Stille.

Auf dem Weg vom Flughafen zum Haus erkannte Yaqub ein Stück seiner Kindheit in Manaus wieder, bewegt betrachtete er die bunten Boote an den Ufern der *igarapés*, der Flußarme, auf denen er mit dem Bruder und dem Vater in einem palmstrohüberdachten Kanu umhergefahren war. Yaqub sah den Vater an und stammelte nur wirre Laute.

»Was ist los?« fragte Zana. »Haben sie dir die Zunge rausgerissen?«

»La, nein, Mama«, sagte er, ohne den Blick von dem Szenarium seiner Kindheit zu lösen, die so abrupt und viel zu früh beendet worden war.

Die Boote, das Laufen kreuz und quer über den Strand, wenn der Fluß Niedrigwasser führte, die Fahrten nach Careiro auf der anderen Seite vom Rio Negro, von wo sie

mit Körben voller Obst und Fisch zurückkehrten. Sein Bruder und er stürmten ins Haus, rannten durch den Garten, jagten mit der Zwillie Eidechsen. Wenn es regnete, kletterten sie in den Kautschukbaum im Garten, und Omar kletterte höher, wagte sich weit hinauf, lachte seinen Bruder aus, der sich, im Laub verborgen, auf halber Höhe des Baums, zitternd vor Angst, er könne das Gleichgewicht verlieren, an den dicksten Ast klammerte. Omar rief: »Von hier oben kann ich alles sehen, komm rauf.« Yaqub rührte sich nicht, schaute erst gar nicht hinauf – vorsichtig kletterte er hinunter und wartete auf seinen Bruder, immer wartete er auf ihn, er wollte nicht allein ausgeschimpft werden. Er haßte Zanas Schelte, wenn sie vormittags bei strömendem Regen weggelaufen waren und Omar, nur in Shorts, schlammverdreht, in den *igarapé* beim Gefängnis sprang. Da konnten sie die Hände der Häftlinge und ihre Silhouetten sehen, und er hörte den Bruder höhnen und spotten, wußte aber nicht recht, wen er verhöhnte, ob die Häftlinge oder die Kinder, die bei den Pfahlhütten ihren Müttern, Tanten oder Großmüttern halfen, die Wäsche von einem Drahtgewirr an den Pfosten abzunehmen.

Nein, er hatte nicht die Energie, mit seinem Bruder mitzuhalten. Und auch nicht den Mut. Er war wütend, auf sich und den anderen, wenn er Omars Arm um den Hals eines Jungen aus der Armensiedlung hinter ihrem Haus sah. Er war wütend über die eigene Ohnmacht und zitterte vor Feigheit und Angst, wenn Omar sich mit drei oder vier stämmigen Bengeln anlegte, ihrer Belagerung und ihren Hieben standhielt und es ihnen wütend und fluchend zurückgab. Yaqub versteckte sich, konnte aber nicht umhin, den Mut des Bruders zu bewundern. Er wollte wie Omar kämpfen, wollte auch Schwellungen im Gesicht spüren, den Geschmack von Blut im Mund, das Brennen von aufgeplatzten Lippen, von Stirn und Kopf voller Beulen; er wollte barfuß laufen, ohne Angst, sich

auf der von der glühenden Nachmittagssonne heißen Asphaltstraße die Füße zu verbrennen, und hochspringen, um nach der Schnur oder dem Schwanz eines Drachens zu greifen, der langsam kreisend frei umhertrieb. Omar nahm Anlauf, sprang, drehte sich in der Luft wie ein Akrobat und landete, einen Kriegsschrei ausstoßend, die aufgerissenen Hände vorgestreckt, auf den Füßen. Yaqub wich zurück, wenn er die blutigen Hände seines Bruders sah, verletzt von der Mischung aus Kleber und Glassplittern an der Drachenschnur.

Yaqub war nicht so ein Akrobat, er beschmierte sich nicht die Hände an Drachenschnüren, aber gern tanzte und tollte er auf den Karnevalsfesten in Sultana Benemous Villa, wo Omar auch zum Fest der Erwachsenen blieb und mit ihnen die Nacht durchmachte. Sie waren dreizehn Jahre alt, und für Yaqub war es, als hätte seine Kindheit beim letzten Ball in der Benemou-Villa geendet. Wie fern war jener Abend! Zwei Monate später mußte er sich von den Eltern, dem Land und diesem Panorama trennen, dessen Anblick nun, als er auf dem Vordersitz des Landrovers saß, seine Miene wieder aufhellte.

Das Fest für die Jugend hatte vor Einbruch der Dunkelheit begonnen. Um zehn Uhr betraten die Erwachsenen kostümiert den Salon der Villa, sangen, tanzten und scheuchten das junge Gemüse hinaus. Yaqub wollte bis Mitternacht bleiben, denn eine Nichte der Reinosos, blondhaarig und hochgewachsen, sollte auch bis in den Aschermittwochmorgen feiern. Es war Lívias erster Abend auf dem Fest der Erwachsenen, der erste Abend, an dem er, Yaqub, sie mit geschminkten Lippen sah, die Augen mit schwarzem Lidstrich umrandet, das Haar mit Pailletten bestreut, so daß ihre gebräunten Schultern glitzerten. Er wollte bleiben, um mit ihr im Arm zu tanzen, wollte sich fast so erwachsen fühlen wie sie. Gerade machte er Anstalten, zu Lívía zu gehen, da befahl Zanas Stimme: »Bring deine Schwester nach Hause. Danach kannst du

wiederkommen.« Yaqub gehorchte. Er begleitete Rânia in ihr Zimmer, wartete, bis sie schlief, und lief zur Villa der Benemous zurück. Der Raum brodelte von Karnevalisten, und zwischen all den Farben und Masken sah er das glitzernde Haar und die geschminkten Lippen, und im nächsten Augenblick überkam ihn ein Zittern, denn er sah das gleiche Haar und Gesicht wie sein eigenes dicht an dem bewunderten Gesicht.

Lívia und sein Bruder tanzten in einer Ecke des Raums. Sie tanzten ruhig, eng umschlungen, bewegten sich in einem ganz eigenen Rhythmus, der nichts Karnevaleskes hatte. Wenn die anderen Tänzer sie anstießen, berührten sich ihre Wangen, und dann, ja dann gaben sie lautes Karnevalsgelächter von sich. Yaqubs Stimmung wurde finster. Er hatte nicht den Mut, Lívia anzusprechen. Er fand das Fest scheußlich, »die Musik an dem Abend, die Maskierten waren scheußlich, die ganze Nacht war scheußlich«, sagte Yaqub am Nachmittag des Aschermittwochs zu Domingas. Es wurde eine schlaflose Nacht. Er stellte sich schlafend, als der Bruder frühmorgens in sein Zimmer kam, als die Klänge der Karnevalslieder und das Geschrei der Betrunkenen durch Manaus hallten. Mit geschlossenen Augen spürte er den Geruch von Rauschspray und Schweiß, den Geruch von zwei umschlungenen Körpern, und er spürte, daß der Bruder auf dem Fußboden saß und ihn ansah. Yaqub lag still da, verzagt, besiegt. Er merkte, wie der Bruder langsam aus dem Zimmer ging, Haar und Hemd voller Konfetti und Luftschlangen, auf dem Gesicht ein zufriedenes Grinsen.

Es war sein letzter Karneval. Das heißt, das letzte Mal, daß er den Bruder nach einer durchgemachten Nacht nach Hause kommen sah. Er verstand nicht, warum Zana mit Omar nicht zankte, und hatte nie begriffen, warum zwei Monate später er und nicht der Bruder in den Libanon reiste.

Nun fuhren sie mit dem Landrover um die Praça Nossa

Senhora dos Remédios herum, näherten sich dem Haus, und er wollte nicht an den Tag seiner Abreise zurückdenken. Allein, in Obhut einer befreundeten Familie, die in den Libanon fuhr. Ja, warum er und nicht Omar, fragte er sich, und da waren die Mangobäume und Oitizeiros, die ihren Schatten auf den Fußweg warfen, und diese riesigen Wolken, regungslos, wie auf bläulichen Grund gemalt, der Geruch der Straße seiner Kindheit, der Gärten, der Feuchtigkeit am Amazonas, der Anblick der in den Fenstern lehrenden Nachbarn und die Mutter, die ihn im Nacken streichelte, die weiche Stimme, die zu ihm sagte: »Wir sind da, mein Schatz, zu Hause ...«

Zana stieg aus dem Jeep und suchte vergeblich nach Omar. Rânia wartete auf der Veranda, hübschgemacht und parfümiert.

»Ist er da? Ist mein Bruder da?« Sie lief zur Tür und erblickte einen schüchternen jungen Mann, größer als der Vater, er hielt den abgewetzten Beutel in der Hand und sah sie an, sah sie zum ersten Mal als junge Frau und nicht mehr als das dünne Mädchen, das er am Kai in Manaus Harbour umarmt hatte. Er wußte nicht, was er sagen sollte – er ließ den Beutel fallen und breitete die Arme aus, um den schlanken Körper zu umfassen, in stolzer Haltung gestreckt, das Kinn leicht angehoben, wodurch sie selbstbewußt wirkte und vielleicht abweisend oder reserviert. Rânia war vom Anblick des Bruders wie hypnotisiert: ein fast perfektes Double des anderen und doch nicht er. Sie betrachtete ihn, versuchte etwas zu finden, das ihn von Omar unterschied. Sie sah ihn aus der Nähe an, ganz von nahem, aus verschiedenen Blickwinkeln, und stellte fest, daß der größte Unterschied in der Schweigsamkeit des soeben eingetroffenen Bruders lag. Doch dann hörte sie den Bruder mit nun tiefer Stimme fragen, »Wo ist Domingas?«, und sah, wie er in den Garten ging und die Frau umarmte, die ihn dort erwartete. Sie traten

in das kleine Zimmer, in dem Domingas mit Yaqub gespielt hatte. Er betrachtete seine Kinderzeichnungen an der Wand – die kleinen und großen Häuser, die bunten Brücken –, und er sah den Stift seiner ersten Schreibversuche und das angegilbte Heft, die Domingas aufbewahrt hatte und ihm nun überreichte, als wäre sie seine Mutter und nicht das Hausmädchen.

Yaqub streifte eine Weile durch den Garten, dann ging er durch alle Räume, erkannte die Möbel und Gegenstände wieder, mußte schlucken, als er allein das Zimmer betrat, in dem er früher geschlafen hatte. An der Wand sah er eine Fotografie: sein Bruder und er auf einem Baumstamm sitzend, der quer über einem *igarapé* lag; beide lachten: Omar herausfordernd, die Arme ausgestreckt; Yaqub verhalten lächelnd, die Hände um den Baumstamm geklammert und ängstlich auf das dunkle Wasser starrend. Von wann stammte dieses Foto? Es war kurz vor oder vielleicht kurz nach dem letzten Karnevalsfest in der Benemou-Villa aufgenommen worden. Im Hintergrund des Bildes, am Ufer des Flußarmes, die Nachbarn, ihre Gesichter auf dem Foto so verschwommen wie in Yaqubs Erinnerung. Auf dem Schreibtisch entdeckte er ein weiteres Foto: der Bruder auf einem Fahrrad sitzend, die Schirmmütze schräg auf dem Kopf, die Schuhe blank poliert, um das Handgelenk eine Uhr. Yaqub trat vor, betrachtete die Fotografie aus der Nähe, um die Gesichtszüge des Bruders, den Blick des Bruders genauer zu erkennen, und zuckte zusammen, als er eine Stimme hörte: »Omar kommt am frühen Abend, er hat versprochen, mit uns zu essen.«

Es war Zanas Stimme; sie war Yaqub gefolgt und wollte ihm das Laken und die Kissenbezüge zeigen, auf die sie seinen Namen gestickt hatte. Seit sie wußte, daß er zurückkam, hatte sie täglich gesagt: »Mein Junge wird auf meinen Buchstaben, auf meiner Schrift schlafen.« Das sagte sie in Gegenwart von Omar, und dieser fragte eifer-